



Jutta Röser:

Fernsehgewalt im gesellschaftlichen Kontext. Eine Cultural Studies-Analyse über Medienaneignung in Dominanzverhältnissen. Wiesbaden 2000: Westdeutscher Verlag. 56,00 DM, 362 Seiten m. Abb.

Gewaltforschung in neuem Kleid

„Schon wieder so eine Studie zu Gewalt im Fernsehen“, mögen die geneigten Leserinnen und Leser einen leichten Seufzer über den Rand dieser Zeitschrift hauchen. Aber aufgepasst, die Untersuchung der feministischen Kommunikationswissenschaftlerin Jutta Röser hat es in sich – und zwar in doppelter Hinsicht. Auf der einen Seite beinhaltet das Buch einen ausgezeichneten theoretischen Teil, in dem die Autorin sich konstruktiv mit der bisherigen Gewaltforschung auseinandersetzt und deren Lücken und Mängel aufzeigt. Auf der anderen Seite gibt es den methodisch fragwürdigen und in der Ergebnisdarstellung manchmal wenig reflexiven empirischen Teil, in dem 127 Erwachsene zwischen 20 und 50 Jahren im Rahmen von Gruppendiskussionen befragt wurden. Die Autorin verfolgt mit der Studie dreierlei Ziele: Sie will die bisherige Gewaltforschung einer kritischen Analyse unterziehen; davon ausgehend will sie ein theoretisches Konzept „zur Analyse der Mediengewaltrezeption im gesellschaftlichen Kontext“ (S. 13) entwickeln; um dann drittens in ihrem empirischen Teil den Zusammenhang von sozialen Positionierungen und der Rezeption von Mediengewalt vor allem im Hinblick „auf geschlechtsgebundene Gewaltszenarien und ihre Aneignung“ (ebd.) zu untersuchen. Ihre Auseinandersetzung mit der bisherigen Gewaltforschung soll hier nicht im Einzelnen wiedergegeben werden. Zwei Aspekte ihrer Kritik sind jedoch zentral. Erstens stellt sie fest, dass weder die quantitative Wirkungsforschung noch die

pädagogisch bzw. psychologisch orientierte Rezeptionsforschung in der Lage sind, „die gesellschaftliche Einbettung der Rezeption in das Zentrum der Analyse“ zu stellen (S. 32). Zweitens kritisiert sie, dass die medienzentrierte Gewaltforschung einhergeht mit einer weitgehenden Ignorierung „der Medienbotschaften in ihrem jeweils spezifischen, komplexen und sozialen Gehalt“ (S. 33). Röser schlägt daher vor, die sozialen Kontexte der Mediendarstellungen mit den sozialen Kontexten der Zuschauerinnen und Zuschauer in Beziehung zu setzen. Von dieser Einsicht ausgehend entwickelt die Autorin unter Einbeziehung der Erkenntnisse der Cultural Studies ein theoretisches Modell der „Mediengewaltrezeption“ (wie sie es nennt), um die gesellschaftlichen Kontexte in der Analyse berücksichtigen zu können, und kommt zu dem Ergebnis: „Eine gesellschaftsbezogene Perspektive auf Mediengewalt beinhaltet, gesellschaftliche Dominanz- und Gewaltverhältnisse, soziale Konflikte und ihre ideologischen Begründungen als Bezugssysteme der Gewalttexte und als Kontexte der Aneignung von Mediengewalt in den Blick zu nehmen. [...] Es stellt sich die Aufgabe, die gesellschaftliche Kontextuierung als Aktivität der Rezipierenden in der Aneignung analytisch sichtbar zu machen. Den Medientexten wird dabei eine konstitutive, aber keine einseitig determinierende Bedeutung beigemessen“ (S. 73f.). Sie geht also von aktiven Zuschauerinnen und Zuschauern aus, die ebenso wie die Gewaltdarstellungen in den Medien in die gesellschaftlichen Dominanz- und Machtverhältnisse eingebunden sind. Der Autorin

geht es dabei vor allem um die geschlechtsgebundenen Dominanzverhältnisse.

An dieser Stelle seien noch zwei Dinge angemerkt. Einerseits konzentriert sich die Autorin bei ihrer Analyse von Mediengewalt auf personale, physische Gewalt zwischen Menschen. Andererseits grenzt sie sich gegen den Begriff strukturelle Gewalt ab, weil er ihrer Ansicht nach jede Form von Ungleichheit mit Gewalt gleichsetzt. Stattdessen verwendet sie den Begriff Dominanz. Auf diese Weise umgeht sie es, sich mit der Frage auseinander zu setzen, ob gesellschaftliche Dominanz- und Machtverhältnisse nicht vielleicht auch als Gewaltverhältnisse gelten können. Aber diese Diskussion soll hier nicht geführt werden. Es bleibt festzuhalten, dass die Autorin in ihrer theoretischen Konzeption des Verhältnisses von Mediengewalt und Rezeptions- und Aneignungsprozessen der Zuschauerinnen und Zuschauer die gesellschaftliche Einbettung stark macht und damit vor allem weit über die quantitative Wirkungsforschung hinausgeht. Eine Konzeptionierung der Kontexte der Rezeption, wie Röser sie im Anschluss an ihren empirischen Teil vornimmt, ist bisher einzigartig in der internationalen Forschung zur Mediengewalt. Sie unterscheidet vier kontextuelle Dimensionen der Rezeption:

1. Genre/Ästhetik/Produktion,
2. Rezeptionssituation,
3. Biographie/Lebenslage und
4. gesellschaftliche Verhältnisse.

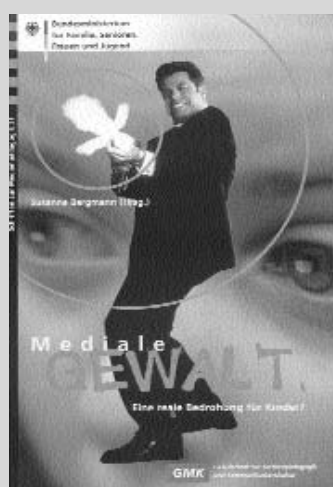
Damit lässt sich die Kontextuierung von Rezeption analytisch gut fassen, auch wenn meines Erachtens die einzelnen Dimensionen noch weiter differenziert werden müssten.

Der empirische Teil der Arbeit, die konkrete Rezeptionsuntersu-

chung, ist konzeptionell eher schwach. Es wurden verschiedene Gruppen gebildet, reine Frauen- und Männergruppen sowie gemischte Gruppen, mit denen über „Gewaltszenarien“ im Fernsehen diskutiert wurde – so weit, so gut. Die Gruppen wurden nun mit einer so genannten hegemonialen Szene: „Mann mordet Frau“ konfrontiert und mit einer nicht hegemonialen Szene: „Frau besiegt männlichen Angreifer“. Der Ausschnitt mit dem Mann als Mörder dauerte 2 Minuten und 7 Sekunden und war aus einer US-Serie, die abends um 21.15 Uhr auf einem privaten Sender ausgestrahlt worden war. Der Ausschnitt mit der starken Frau dauerte 2 Minuten und 15 Sekunden und war aus einer *Tatort*-Folge, die um 20.15 Uhr in der ARD ausgestrahlt worden war. Und hier liegt das Problem. Die Entscheidung, lediglich einen kurzen Ausschnitt zu zeigen, der nach Ansicht der Autorin die geschlechtsgebundenen Dominanzverhältnisse spiegelt, ist aus zwei Gründen methodisch äußerst fragwürdig: Erstens wird hier der Kontext von „Genre/Ästhetik/Produktion“ – wie die Autorin ihn selbst für die Kontextuierung von Rezeption stark gemacht hat – missachtet. Es bleibt so vollkommen unklar, ob die Gruppenmitglieder nicht aufgrund der Kenntnis des ganzen Films bzw. der ganzen Serienepisode zu einer ganz anderen Einschätzung der gezeigten Szenen gekommen wären, weil sie sich z. B. mit bestimmten Figuren identifiziert hätten oder weil sich die Begründungen und Motivationen für die Taten aus der erzählten Geschichte heraus vielleicht anders dargestellt hätten. Zweitens kommt es so zu einer Dominanz der Haltungen

der Gruppenmitglieder, die unabhängig von den gezeigten Mediengewaltszenen existieren. Damit wird nicht die Medienrezeption Gegenstand der Gruppendiskussionen, sondern die gesellschaftlichen Dominanzverhältnisse, für die diese Szenen stehen sollen. Im Übrigen ist es ein gängiges Verfahren in den Sozialwissenschaften, bei Gruppendiskussionen die Teilnehmer mit einem kurzen, thematischen Film zu konfrontieren, um einen themenzentrierten Einstieg in die Diskussion zu bekommen – nur mit Medienrezeption hat dies wenig zu tun. Daher sagt es auch relativ wenig über die Rezeption von Mediengewalt aus, wenn die Autorin zu dem Ergebnis kommt, dass bei der hegemonialen Szene die Frauen ein Gefühl von Bedrohung empfinden und die Männer relativ distanziert bleiben; dagegen zeigen sich die Männer bei der nicht hegemonialen Szene z. T. irritiert, die Mehrheit der Frauen äußert „emotionale Zustimmung“ (S. 300), was aber immerhin auch ein Viertel der Männer macht. Wenn man sich zudem die Ergebnisse der Gruppendiskussionen genauer anschaut, fällt auf, dass es zwar geschlechtsspezifische Unterschiede gibt, die aber nicht so eindeutig sind, denn selbst innerhalb der Geschlechter fallen sie sehr differenziert aus. Zusammenfassend muss man zum empirischen Teil der Studie von Röser leider sagen, dass sie nicht die Mediengewaltrezeption untersucht hat, sondern wie Teilnehmer von Gruppendiskussionen nach einem visuellen, themenzentrierten Anreiz sich über geschlechtsgebundene gesellschaftliche Dominanzverhältnisse unterhalten und dabei auch auf deren Repräsentation

in den Medien eingehen. Die Autorin stellt in ihrer Zusammenfassung fest, dass die gesellschaftlichen Kontexte in der Rezeption der beiden gezeigten Szenen zwar eine wesentliche, aber nicht die einzige Rolle spielen. „So erhalten die beiden in dieser Studie zugrunde gelegten Gewalttexte allein deshalb ein gewisses ‚Realismus‘-Potenzial, weil sie ein existentes Gewalt- und Dominanzverhältnis symbolisieren und an diesem Punkt auf etwas sehr Gegenwärtiges verweisen“ (S. 347). Aber das sollten sie ja wohl auch, denn deshalb wurden sie ja ausgesucht. Wenn die Autorin in Bezug auf Studien anderer Autoren zur Aneignung von Horrorfilmen sowie zur Gewaltrezeption feststellt: „Welche Rezeptionskontexte vorrangig herausgearbeitet werden, wird wesentlich auch durch Untersuchungsanlage und Methode mitentschieden“ (ebd., Anm.1), dann sollte das auch für ihre eigene Studie gelten. Sie legt den Schwerpunkt eindeutig auf die gesellschaftlichen Verhältnisse, vernachlässigt dabei aber leider das Moment der Rezeption. Insgesamt bietet die Studie jedoch eine anregende Lektüre, wenn man sich der Relativierung der Ergebnisse unter den oben genannten Gesichtspunkten bewusst ist. Insofern kann sie zahlreiche Anregungen für weitere Forschungen liefern, zumal die theoretische Konzeptionierung der vier Analyse-Dimensionen wegweisend ist. Schade nur, dass die Autorin in einem Punkt ihrem eigenen Anspruch nicht gerecht geworden ist: Über die Rezeption von Medien- bzw. Fernsehgewalt erfährt man in ihrer Studie leider wenig, denn die Rezeption hat sie nicht untersucht.



**Landesstelle Jugendschutz
Niedersachsen/**

Andreas Böttger (Hrsg.):

Jugendgewalt – und kein Ende? Hintergründe – Perspektiven – Gegenstrategien. 1999. 18,00 DM, 60 Seiten. Versandpauschale 5,00 DM.

Susanne Bergmann (Hrsg.):

Mediale Gewalt – Eine reale Bedrohung für Kinder? Schriften zur Medienpädagogik 31. Bielefeld 2000: GMK. 24,00 DM, 208 Seiten.

Jugendgewalt – Mediale Gewalt

Vorab sei festgestellt, dass auch in den beiden vorliegenden – wie in vielen anderen Büchern zum Themenkomplex „Gewalt“ – der Gewaltbegriff in der Regel als solcher nicht klar umrissen wird. Dies geschieht nur ansatzweise in dem Beitrag von Andreas Böttger („Die ganze Schule hatte Angst gehabt ...“) in dem Band *Jugendgewalt*. Das begriffliche Defizit entspricht zwar dem unklaren Gewaltbegriff im Alltag und der Schwierigkeit, der Pluralität der subjektiven Gewaltwahrnehmung Herr zu werden, lässt aber zu viel Raum für (Fehl-)Interpretationen.

Auf den ersten Blick mag es so erscheinen, dass die Auseinandersetzung mit Jugendgewalt realer und fassbarer ist als die Beschäftigung mit medialen Gewaltdarstellungen; dem ist aber nicht wirklich so. Denn in welchem Umfang Gewalt gerade unter Jugendlichen präsent ist, d. h., was sie selbst als Opfer oder Täter als – physische und/oder psychische – Gewalt empfinden und welche Konsequenzen bzw. Strategien zur Konfliktbewältigung tatsächlich greifen, ist ebenso schwer, genau zu bestimmen, wie die Frage, was mediale Gewaltdarstellungen und ihre Wirkungsweisen sind.

Das Buch *Jugendgewalt – und kein Ende?* bilanziert eine Fachtagung aus dem Jahr 1998 zum Thema „Jugendgewalt“ und gibt einen guten Einblick in den Facettenreichtum der Problematik.

Franz Josef Krafeld formuliert eingangs in dem Aufsatz „Immer mehr, immer jünger, immer gewalttätiger ...?“ Kernfragen und -thesen, wobei er